

Leseprobe aus:

Andreas Altmann

Im Land der Regenbogenschlange



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

VORWORT

Dieses Buch ist wie jedes meiner Bücher ein *Minority Report*, ein Bericht für die Minderheit. Es soll jenen gehören, die Reisen (und Leben) als einen Zustand begreifen, der einmalig ist. Der ihnen Gefühle zumutet, die anstrengen und – wenn gemeistert – reich machen. Reicher allemal, im Kopf, im Herz, tief im Bauch. Die 328 Seiten sind, auch das ist geblieben, ein vehementes Ja-Wort an die Welt, diesmal an die australische Welt. An ihre Wunder, an ihre wunderlichen Schrecken, ihre Schönheit, ja, an all die Möglichkeiten, die sie vor uns ausbreitet. Damit wir etwas über den Kontinent und seine Bewohner erfahren, ihre Geschichten. Und über uns. So wie wir sind. Reisen als Offenbarungseid. Auch das.

Nicht geschrieben wurde das Buch für die Tranigen, die Luxusgeschöpfe, die Glotzer, die Virtuellen, die Langschläfer und alle anderen, die sich vorgenommen haben, der Welt und der Wirklichkeit aus dem Weg zu gehen. Sie werden sich hüten, es aufzuschlagen. Jeder Absatz würde sie daran erinnern, wie sterbensfad sie sich inzwischen in ihrem Alltag, ihrer Allnacht eingerichtet haben. Dösend. Nie plagt sie erhöhte Temperatur. Die Lauwarmen sind immer lau.

Was das Buch nicht ist, nimmer: Ein Reiseführer, mit keiner Zeile werde ich jemanden «führen». Es ist ein Tagebuch, ein Fahrtenschreiber, ein Notizheft, in dem jeden Tag Australien und die Australier auftauchen. Und dazwischen melden sich eigene Gedanken zu Wort, Nebengedanken, Seitenhiebe, Widersprüche, Einsichten, Zweifel, Bewunderung,

Wutsplitter, Einsamkeit, Lachanfalle, wieder Bewunderung, wieder Zweifel, wieder Lachen.

Natürlich taugt *Im Land der Regenbogenschlange* auch als Kriegserklärung an die Grauen Herren, jene umtriebigen Hanswurst, die sich vorgenommen haben, die Welt, die Weltbewohner, ihre Träume und ihr Verlangen nach Freiheit und Sinn zu demontieren. Jene *global criminals*, die uns in verschiedenen Kostümierungen begegnen. Mal als kriegslüsterne Politiker, die im Namen des Friedens morden, morden lassen. Mal als geifernde Hochwürden und Muftis, die uns mit ihren gräulichen Göttern in Atem halten. Mal als Natur abfackelnde Businessmen, die uns ihre höllischen Reden vom Wachstum um die Ohren hauen. Auch ihnen begegnet man in Australien. Wie den weißen Hassern, die sich noch immer der Herrenrasse zugehörig fühlen und bis heute nicht willens sind, den Aborigines – immerhin die ersten Australier – ohne Anmaßung zu begegnen.

Die Reise über diesen riesigen Erdteil ist kein Ausflug für Zartlinge. Selbst als Leser wird man sich Schrammen und Flecken holen. Doch das wäre durchaus im Sinne des Verfassers. Hat er doch sein «Herz ausgeschüttet», sein Australien. Und dessen Glanzpunkte und Geheimnisse, dessen Gemeinheiten, Wunden und Niederlagen. Und je inniger die Sprache den anderen berührt, desto inniger die Freude. Bei beiden. Dem Leser einen dicken Brief schreiben, ein Buch eben, das scheint bis zum heutigen Tag das probateste Mittel, um uns von der Welt und dem Staunen über sie zu erzählen.

Wer von Europa nach Australien fliegt, verliert einen Tag seines Lebens. 10 000 Meter über Asien verschwindet er, der Tag. Die Zeitverschiebung hat Schuld. Ein Zwilling, der in Sydney ankommt, ist älter als sein in Paris gebliebener Bruder. Absurd, aber wahr. Es gibt aber noch andere Gründe, um unnötig schnell auf dem Weg dorthin zu altern. Ich blättere im Heft, in dem das Unterhaltungsprogramm für den Flug steht. Grell wird der neue Film von Bruce Willis vorgestellt, *Die hard 4.0 – A new breed of violence*. Die Welt darf sich freuen. Hat sie doch die Schnauze voll von alter, althergebrachter Gewalt. Mister Willis und seine Mittäter haben sich für uns was Neues ausgedacht: brandneue Gewalttätigkeiten, um mit ihr (und uns) fertig zu werden. Der letzte Satz in der Ankündigung, der letzte von Bruce: «I kill you all.»

Neben dem Flachkopf steht ein Bericht über Elle Macpherson. Das Ex-Model ist tatsächlich bemerkenswert attraktiv. Auf das «Geheimnis ihrer Schönheit und Harmonie» angesprochen, meint die heute 44-Jährige, die einst als *The Body* berühmt wurde: «Viel Wasser trinken und viel schlafen.» Das muss ein wildes Leben sein, nach dem vielen Schlafen kommt das viele Wassertrinken. Und doch, irgendwie beneidet man die Australierin. Wie man immer Zeitgenossen beneidet, die mit ein paar wenigen Gedanken über die Runden kommen. Was hat die Menschheit nicht alles unternommen, um Schönheit, innen und außen, zu finden. Dabei wäre alles so einfach, ein Bett und ein Wasserhahn genügen.

Dennoch, das wird ein angenehmer Flug. Herr Abed sitzt neben mir. Ein Arzt aus Malaysia, der sich in Frankreich verliebt hat, dort ein Sommerhäuschen besitzt und eines Tages, mitten in einem Wutanfall, innehielt und sich fragte: «Was tue ich gerade?» Seitdem erregt er sich nur noch «innerlich», sagt sich gefasst: «I walk away.» Er geht weg, entfernt sich vom Ärger, lässt ihn stehen. «Wie einen keifenden Patienten.» Zwölf Stunden lang schiele ich immer wieder auf einen Mann, der sich vorgenommen hat, anders mit seinem und anderer Leute Leben umzugehen. Er zieht keine Pumpgun, keinen Dolch, er zieht Leine, will immer elegant bleiben. Die Wut soll verpuffen, nicht explodieren.

Zwischenstopp am Flughafen von Kuala Lumpur. Suche nach einem Ort, wo man (noch) rauchen darf. Den es tatsächlich gibt, die *Smoking Lounge*. Tische, Stühle, zwei Getränkeautomaten, sogar eine Entlüftung funktioniert. Hier wirtschaftet kein sadistischer Flughafenchef, der einen Raum zur Verfügung stellt, den man mit ein paar Handgriffen zur Gaskammer hochrüsten könnte. Die Bude ist voll, alle scheinen gut gelaunt, eine Insel der Seligen, auf der munter kommuniziert wird. Kein Kommunikationsmittel verdammt uns zum Schweigen. Man denkt sogleich an die *Go-West*-Werbung. Die muskulöse Tattoo-Frau spricht mit der malaysischen Stewardess in ihrem hübschen Kebaya. Chinesen, Inder, Bangladeshi, Gutbetuchte, 18-Jährige mit Rucksäcken, Klomänner, Klofrauen, Saudis, Schwarze, kleine Leute, große Leute, schöne Paare, ex-schöne Paare, Rolexträger und Sandalen-Jünger, Piloten in schicken Uniformen und Handelsvertreter mit schweren Aktenkoffern, sie reden, sie hören zu. Eine betagte Muslimin mit Kopftuch zieht lässig eine Marlboro-Schachtel aus ihrem Umhang, inhaliert, diskutiert, vergisst bisweilen die Zigarette im rechten Mundwinkel. Alles an ihr wirkt mondän, unkriegerisch,

religionsfern, ganz offensichtlich predigt sie keinen heiligen Krieg, sondern bekennt sich öffentlich zur Sünde.

Wir kommen gut miteinander aus, das Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet, wie Aufsässige und Dissidenten dürfen wir uns fühlen. Ist uns doch allen bewusst, dass wir seit einiger Zeit die einzige Rasse sind, die täglich und weltweit verfolgt wird. Immerhin haben wir für Momente einen Ort gefunden, wo wir von den schrillen Aufrufen der Fitness-Ayatollahs verschont bleiben. Rauchen ist ungesund, aber ja doch – und entspannt, verführt zu einem Lächeln. Umso mehr, wenn der Blick durch die Glasscheibe fällt, vor der die kugelrunden Nichtraucher vorbeischnaufen, gewiss heimlich von einer radikalen Entschlackung träumend.

Mir fällt das Wort «Fickbomber» ein, das ich von einem Lufthansa-Kapitän gelernt habe. Jene Flugzeuge, in denen überwiegend Männer sitzen, die auf der Suche nach Sex nach Mombasa oder Phuket oder Manila jetten. Bald haben wir die «Smokebomber». Damit dürfen wir Raucher auf eine Insel fliegen, wo sich ein rebellischer Häuptling entschlossen hat, uns für die Dauer von ein paar Schachteln Nikotin Asyl zu gewähren.

Nochmals sieben Stunden Flug, diesmal neben einem leutseligen Australier, der als Ingenieur in Malaysia arbeitet und beiläufig erzählt – der Essensservice wird gerade wegen starker Turbulenzen abgebrochen –, wie er kürzlich die Leiche seines Freundes identifizieren musste, der bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Eine Leiche, der zwei Beine fehlten.

Das wird sich noch oft bestätigen. Aussies haben eine Begabung zu schwarzem Humor, kaltblütig reden sie von der Wirklichkeit. Jack ist der erste Australier, den ich auf dieser Reise treffe. Und er ist freundlich und hilfsbereit (nach dem Schauermärchen lädt er mich zu einem Martini ein). Schöne

Vorurteile, denen selten einer widerspricht. Denn ein Fremder braucht den Beistand des Ansässigen. Wie ein Spurenelement führt er ihn durch die Fremde. Spätabends Ankunft in Sydney, «Welcome» steht in dem Zug, der in die Stadt fährt. Der Wind faucht, hier haben sie Winter, es regnet, die letzten Meter auf der George Street führen an Kneipen und Shops mit *Adult books* vorbei. Ich werfe mein Gepäck im Hotel ab und finde ein Café mit überdachter Terrasse. *The Australian* liegt herum, die größte Zeitung des Kontinents.

Auf der ersten Seite das Foto eines indischen Arztes, eines Moslems, der in Brisbane arbeitete und verdächtigt wird, an den (gescheiterten) Attentaten in Großbritannien beteiligt gewesen zu sein. Und ein (größeres) Foto vom berühmtesten Bimbo-Paar, das sich die westliche Welt zurzeit leistet, David Beckham mit Frau, Ex-Spicegirl Victoria B. Ausführlich werden wir auf Seite eins darüber informiert, wie viel Geld die beiden an wie vielen Orten scheffeln. Er ist bereits zu *Los Angeles Galaxy* gewechselt, sie droht der Menschheit mit einer eigenen TV-Show. Der Artikel endet mit der nervenzerreißenden Frage an das australische Volk, ob die beiden zu einem Abstecher hierherkommen oder nicht.

Die Franzosen nennen dieses rasant boomende Phänomen «peopolisation»: Nicht unser Planet und seine Bewohner sollen uns interessieren, sondern «people», jene mager-süchtigen Idiotinnen und gelverklebten Hohlköpfe, die uns mit ihren Sottisen in Atem halten.

Das ist eine lehrreiche Zeitungslektüre, todernst gemeint. Sie lehrt uns etwas über Globalisierung, übers Reisen. Wo immer man ankommt, zwei Sorten von Erdenbürgern sind schon da: die Bombenleger und die «simple minds», kein Winkel entgeht ihnen. Wer wüsste noch ein Versteck, um ihnen zu entkommen. Meist die gleichen Visagen und gleichen Sprüche. Die einen versprechen uns den Tod, die anderen den Hirntod.

Der Beginn dieser Reise erinnert mich an eine Szene aus der Kindheit, als ich neben einem zockelnden Güterzug herlief und aufzuspringen versuchte. Es dauerte, bis ich den Tritt fand, den Mut, den rechten Augenblick. Australien kenne ich nur flüchtig, ich habe noch keine Ahnung, wie mit ihm umgehen. Aber ich spüre, dass ich hier – wie seltsam, gleicht es doch in vielem Europa – länger brauchen werde als auf unvertrauteren Erdteilen.

Nächster Morgen. Frühstück direkt neben dem Hotel, ein Türke ist der Boss des Fast-Food-Ladens. Ich stelle mich vor Mister Cenel auf und deklamiere ein Gedicht von Nazim Hikmet, dem Gott, dem Liebling, dem Nationaldichter aller Türken. Der Alte traut seinen Ohren nicht, 15 000 Kilometer von Anatolien entfernt hört er eine Strophe aus seiner Heimat (sie ist kurz und die einzige, die ich auswendig weiß):

Leben
einzeln und frei
wie ein Baum
und brüderlich
wie ein Wald
ist unsere Sehnsucht

Hinterher habe ich einen Kumpel in Sydney, ab sofort kommt der Kaffee umsonst zu den Spiegeleiern. Ich genieße die kleinen Siege der Poesie. Nie wird sie Berge versetzen, aber mit nichts als ein paar Worten Nähe und Wärme zwischen zwei Wildfremden zaubern. Das schon.

Jeder Reisende kennt das Gefühl. Man betritt eine Stadt und mag sie. Oder nicht. Ich bin das dritte Mal hier und bin noch immer nicht begeistert. Zu brav, zu schön, zu geschleckt. Es ist, als ginge man mit einer verdammt gut aussehenden

Frau aus, die immer nur verdammt gut aussieht. Und irgendwann, ziemlich bald, kann man den Wunsch nicht mehr unterdrücken, sich nach einer anderen Frau zu sehnen. Bei der sich nicht jeder umdreht. Aber die mit jedem Satz, den sie ausspricht, verlockender wird. Weil Tiefe und Weltwissen begehrenswerter machen als eine Oberfläche, die kein Geheimnis birgt.

Die Presse heizt gerade die Stimmung für das hiesige Opernhaus an, es soll, nein, es muss auf die Liste der «sieben neuen Weltwunder». Ach, ich weiß nicht, ich würde Cate Blanchett vorschlagen, sie ist eine australische Sensation an Schönheit und Talent und, das auch noch, klugen Gedanken.

Das Problem mit der größten Stadt Australiens und ihren über vier Millionen Einwohnern ist die Abwesenheit von Aufregung. Nirgends ein Spinner. Ein Großteil der Sydneysider eilt morgens mit einem Pappbecher Starbucks-Kaffee Richtung Subway und abends nach Hause, diesmal mit Shoppingtüten beladen. In einem im Flugzeug gelesenen Reisebericht über die laut Bürgermeister «schönste Stadt der Welt» klapperte der Autor die typischen Klischees ab, die Harbour Bridge, den Blick auf den Hafen, die Skyline, das Lichtermeer. Bis er, wohl unbewusst, ahnte, dass wir Leser bereits den Zustand gereizter Dösigkeit erreicht haben und er, der Schreiber, ganz plötzlich von zwei Hunden gejagt wurde. Welch Glück, denn die Jagd und die Flucht weckten wieder auf, endlich erfuhr man etwas, worauf man nicht gefasst war. Ich finde, Leser und Reisende haben ein Recht auf Überraschungen.

Außer zwei talentlosen Bettlern und einem begabten Stepper, vor dem keiner zum Bewundern stehen bleibt, habe ich kein *streetlife* entdeckt. Kein Marabu wandert die Bürgersteige entlang und verspricht, die Zukunft zu kennen, keiner verteilt die Visitenkarte eines SM-Clubs, kein

Wunderheiler, der das Wunder Glück in Aussicht stellt, kein Scharlatan, der behauptet, mit bloßen Fingern zu operieren, kein Feuerschlucker, kein Clown, nur blasse, wohl vom Hungerlohn ausgemergelte Männchen, die Waschzettel verteilen, auf denen gewaltige Steaks abgebildet sind, die man ein Eck weiter aufessen kann. «Eat as much as you can.» Nun, man wird bald gewahr, dass die australischen Männer, Frauen und Kinder sich mehr Steaks einverleiben, als ihren Körpern guttut. Ganz dem Vorbild Amerika verpflichtet, wird XXX-Superlarge zur Norm. «Fat is beautiful», steht auf einer Abortwand. Der Satz ist gewöhnungsbedürftig.

Am dritten Abend läuft mir in der Pitt Street ein Straßenprediger über den Weg. Immerhin. Auf seiner Brust hängt ein Schild, das uns allen heimleuchten soll: «You are a sinner and you have god's word on it.» Auch das ein alter Hut. Der liebe Gott ist der liebe Gott, und wir sind die Sünder. Nachrichten, die offensichtlich niemand mehr redigiert. Bis zum Jüngsten Tag nicht.

Ich wandere zum Kings Cross, jenem Viertel, das während des Vietnamkriegs (an dem australische Soldaten teilnahmen) zum *vice center*, zum Sündenpfuhl des Landes, avancierte. An den Häuserwänden lungern noch immer die zum Frevel bereiten Damen. Noch betagter als bei meinem letzten Besuch, noch verbogener die Beine vom vielen Stehen am selben Ort. Und noch immer kein barmherziges Stadtoberhaupt in Sicht, das die Dienstältesten diskret ins Seniorenheim abschiebt.

Ich bin gekommen, weil heute ein Artikel über einen *injecting room* in der Zeitung stand, ein witziger Artikel. Denn in diesen Räumen dürfen sich Junkies offiziell Heroin spritzen, dürfen sich die (saubere) Nadel überall reindrücken, nur nicht in den Nacken. Und jetzt der kleine Wahn, so steht er auf einem Schild: «Rauchen strikt verboten», noch

lustiger, «aus gesundheitlichen Gründen». Ich trete ein, will zuschauen. Ja, das geht, aber erst morgen Abend. Ich melde mich an.

Sydney holt auf, die Sonne scheint, und ich setze mich direkt vor sie. Und der Kaffee kommt. Und jetzt in den Himmel blinzeln, einen Zigarillo anzünden, lesen und mich mit-tendrin an den Satz aus dem Film *Bonnie & Clyde* erinnern, in dem Faye, die Gangsterbraut, zu Warren, dem Gangster, sagt: «Ain't life great?» Aber ja doch.

Selbst dann noch, als ich Babs kennenlerne, nicht näher, aber nah genug, um zu wünschen, ihr nie begegnet zu sein. Denn die Bedienung straft jeden Kunden, der zahlt, mit dem Satz: «It's a fabulous day, isn't it?», nicht genug, sie schleudert dem Armen noch ein «have a gorgeous afternoon» hinterher. Dass sie die beiden Sätze vor jedem wiederholt, ist nicht die Strafe, natürlich nicht. Was alle Anwesenden zusammenzucken lässt, ist die quietschende Tonlage, mit der die Wörter durch den Raum fahren. Wie Reifen bei einer Vollbremsung, wie Hamster unter Folter. Die Amerikaner sollten die Unerbittliche für Guantánamo rekrutieren. Nach einer halben Stunde mit Babs im selben Zimmer ist man zu jedem Geständnis bereit.

Ich bin inzwischen ein gewiefter Reisender geworden. Aus Europa habe ich spezielle Lärmschützer mitgebracht. Kein popeliges Ohropax, sondern Silikon, das vom Optiker in die Ohrmuschel gespritzt wird, um eine Art Verschluss herzustellen, der sich genau der individuellen Form anpasst. Die zwei federleichten Plastikteile sitzen wie Korken. Der Preis: neunzig Euro, der Wert: pyramidal. Tonnen von Blabla kommen nicht mehr an, selbst Babs' Peitschenhiebe schrumpfen zu einem fernen Rauschen.

Die Freude nimmt noch zu, als ich im *Sydney Morning Herald* lese, dass vorletzte Nacht Feuer in einem hiesigen Bordell ausbrach und über 100 (hundert!) Kunden von der

Feuerwehr evakuiert werden mussten. Eine solche Meldung ehrt die Stadt. Viel mehr als, sagen wir, die Nachricht von hundert Shoppern, die mitten beim Einpacken von Ralph-Lauren-Handtüchern von Rauchwolken überrascht wurden und sich über den Notausgang ins Freie retten konnten.

Neben dem Hyde Park liegen die Hyde Park Barracks, mitten in der Stadt. Wer etwas lernen will über die Geschichte Australiens, der muss hierher, in dieses Museum. Eine wilde, drastische Geschichte, denn das Land begann – für die Weißen – als Zuchthaus. 1788 trafen auf der *Terra australis* die ersten 750 Kriminellen ein. Per Schiff aus London. Weil Englands Zuchthäuser platzten, vor Enge, vor Bitternis. Seuchen und Aufstände wüteten. Im Themse-Delta vegetierten Heerscharen Zwielfichtiger in abgewrackten Schiffen, notdürftig umfunktioniert zu schwimmenden Kerkern. Die Hauptstadt galt als «Hauptstadt der Galgen», zeitweise trugen Henker, Schnellrichter und Gesellen einen tragbaren Balken mit Strick durch die Straßen. Um Frischertappten standrechtlich das Genick zu brechen. So blieb nur Australien, um mit der Raumnot fertig zu werden. Andere Optionen waren inzwischen ausgefallen. Die amerikanische Kolonie hatte sich für unabhängig erklärt, und ein Gefangenentransport nach Afrika war gescheitert.

Die Aussichten schienen deprimierend. Es liegen Berichte von Männern und Frauen vor, die sich lieber aufhängen ließen, als in eine Gegend verschleppt zu werden, die so unvorstellbar weit entfernt lag. Acht Monate Überfahrt, Meutereien, Epidemien, die verlauste Enge, plus sieben Jahre Verbannung für das heimliche Mitnehmen von zwei Laib Brot. Einmal Australien und nie mehr zurück für den Diebstahl von mehr als «five shilling». Es gab Erfreulicheres, als Ende des 18. Jahrhunderts ein (armer) Untertan von George III. zu sein.

Knapp zwanzig Jahre zuvor hatte James Cook das «südliche Land» betreten und für die englische Krone requiriert. Unter dem Vorwand, dass es sich um jene ominöse *Terra nullius* handelte, um ein Gebiet, das keinem gehört. Diese (bewusst) falsche Behauptung sollte für unglaubliches Leid sorgen. Denn die 7 700 000 Quadratkilometer waren längst von den Aborigines bewohnt, jenen eben, die «ab origine» (lateinisch: seit Ursprung) hier leben. Zumindest seit etwa 50 000 Jahren.

Cook ist ihnen begegnet, er wusste von ihrer Anwesenheit. Die folgende Anekdote erzählt von einer der ersten Begegnungen zwischen den Fremden und «the natives»: Mittels eindeutiger Handbewegungen fragten die Schwarzen nach dem Geschlecht der Engländer, die bartlos waren und folglich nur weiblich sein konnten. Als einer der Engländer die Hose herunterließ, provozierte er ein erstauntes Raunen. Rasiert und doch Mann, welch Überraschung. So wandten die «primitives» den Kopf zur Seite und deuteten auf ihre Frauen, die ebenfalls splitternackt in der Nähe standen. Deuteten, als wollten sie sagen: «Help yourself!»

Was für ein Akt von Großmut. (Auch nicht die feinste Art, aber die Angebotenen schienen ganz einverstanden.) Männer mit Frauen teilen mit Männern ohne Frauen. Aber der weiße Mann kann nicht teilen. So wird er die Frauen vergewaltigen, die Männer töten, das Land rauben. Seit 220 Jahren wollen die einen herrschen und die anderen nicht beherrscht werden. Die monatelange Reise wird zeigen, dass diese Ursünde noch immer wie eine Wunde das Land überzieht.

Natürlich fragt sich ein Außenstehender, ob er je die Zusammenhänge des Dramas begreifen wird. So widersprüchlich, so verwirrend scheinen sie. Was er sofort begreift, ist die ironische Interpretation des Zeichens BC, das die angelsächsische Welt mit *Before Christ* übersetzt, die Aborigines

aber mit *Before Cook*, sprich, bevor das Unglück seinen Lauf nahm.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Hyde Park Barracks errichtet. Um die *convicts* nachts unterzubringen, bis zu 1400 Männer. Später wurden sie zu einem Asyl umgebaut, um alleinstehende «Frauenzimmer» zu schützen. Dann als Krankenhaus verwendet, als Irrenhaus, als Bürohaus, zuletzt in ein Museum verwandelt. Das fein restaurierte Gebäude ist Zeuge intensiven Lebens.

Mit der ersten Ladung kamen auch 300 Soldaten. Meist Landsknechte und rohes Gesindel, die Grenzen waren fließend, die Wächter nicht menschlicher als die 750 Bewachten, auf die sie routinemäßig einprügelten. Laut Schiffspapieren befanden sich auch «ideots and lunatics» (sic!) unter den Passagieren, Idioten und Irre, plus Syphilitiker. Die Expedition war eine passende Gelegenheit, um unliebsame Subjekte auf lebenslänglich zu expedieren.

Das unergründliche Menschenherz. Als die Australier, die weißen Australier, 1988 die zweihundert Jahre ihrer Ankunft feierten, war ich zum ersten Mal in Sydney. Für eine Reportage über den phantasievoll inszenierten Rausch. Während der wochenlangen Geburtstagsparty lief ich dem 80-jährigen Len über den Weg. Er erzählte, dass seine Landsleute immer beleidigt waren, wenn ihnen andere ihre «mörderische Vergangenheit» vorwarfen. Bis sie erkannten, dass das brave Leben ungenießbarer war als das unanständige. Und anfangen, mit Emsigkeit nach einem Bösen im Stammbaum zu suchen, einem Verwegenen. Deshalb gehörte Len zu den vielen Verzweifelten, die seit Monaten Bibliotheken und Geburtsregister der Pfarreien durchstöberten, mit Vergrößerungsgläsern vor Mikrofilmen saßen, lange Briefe an die British Library in London schrieben, ja, einen professionellen Genealogen anheuerteten, um endlich – very funny – erleichtert auszurufen: «I've got at least

one convict in my family», immerhin ein Sträfling in der Familie.

Ein solches Geständnis brachte Ansehen. Somit war der Nachweis angetreten, dass man zu den Allerersten gehörte und die Wurzeln bis nach Great (groß!) Britain zurückreichen. Und wäre der Urvater ein Lustmörder, Sodomit oder Taschendieb gewesen. Sie alle, Len und die anderen Hunderttausend, müssen wohl irgendwann den Satz von Billy Wilder gehört haben: «Tugend ist nicht fotogen, das ist eine Grundregel. Bösewichte interessieren jeden, Volksschullehrer-Fräuleins niemanden.» Deshalb auch die herbe Enttäuschung, wenn kein Halunke zum Vorschein kam, nur sechs, sieben Generationen Biedermänner und Biederfrauen.

Ein Gang durch die *Barracks* kann nur eine Ahnung vermitteln von dem, was die 1050 Männer und (wenigen) Frauen erwartete: ein unbrauchbares Land, der steinharte Boden, die gigantischen (unfällbaren) Eukalyptusbäume, die gemeine Sommerglut, die Bisse fetter Ameisen, der Mangel an Nahrung, der Mangel an Sex, die trostlose Zukunft. Und von der Stunde null an der Kampf mit den «Eingeborenen», die nicht europäisch, nicht englisch zivilisiert werden wollten. Zwei Welten gerieten aneinander. Jene, die Natur erobert und plündert, und jene, die immer nur zeitweiser Gast sein will, die nehmen kann, ohne zu ruinieren. Eine Welt, in deren Sprachen kein Wort für Besitz existierte.

Faszinierender Geschichtsunterricht findet auf den drei Stockwerken statt. Nachrichten aus der Schreckenskammer Australien. Über einen gewissen Thomas Haynes kann man nachlesen, dass er sich weigerte, das verabreichte Gefängnisbrot zu essen. Er ruft zum Brotstreik auf, der Direktor lässt es prüfen, es wird als «good and wholesome», als gut und gesund, befunden, ergo: fünfzig Peitschenhiebe für den Aufrührer. Die Herren Dignum und Hughes kauften ihren Kollegen die Gefängnisbekleidung ab. Um sie auf dem